



Ausführliche Informationen  
über unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Webseite  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

CLAUDIA RIESS | STEFAN RIESS

# BORN TO BE WILD?

WIE DIE GENERATION Ü40  
FÜHLT, LIEBT UND LEBT

Deutscher Taschenbuch Verlag

Auch als E-Book erhältlich



Originalausgabe 2014

© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: buxdesign I München

Satz: Bernd Schumacher, Obergriesbach

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26008-4

*Für Finn und Dylan, die besten Jungs der Welt*



# INHALT

Der Beginn:  
Ein Abend unter Freunden oder  
wie die Idee zu diesem Buch entstand **9**

## **Was wir fühlen**

Konsum statt Utopien – und warum das gut ist	<b>24</b>
Alte und neue Medien – vom Dual-Plattenspieler zum Download	<b>29</b>
Was wir glauben – die stille spirituelle Revolution	<b>36</b>
Unsere Psyche – die Stimmung steigt!	<b>43</b>
Unser Charakter – stabil, mit leichter Tendenz zur Verbesserung	<b>49</b>
Die Sinne schwinden – aber das Gehirn läuft noch wie geschmiert	<b>56</b>
Unser Körper (1) – von Sorge und Vorsorge	<b>66</b>
Unser Körper (2) – über Fettpolster und Fitnesscenter	<b>71</b>
Unser Körper (3) – vom Lidschatten zum Lifting	<b>77</b>
Wir und die Mode – cool statt spießig	<b>83</b>

Ausgehen 40+ – vom Partylöwen zum Wandervogel **88**  
Besser essen – alles bio, oder was? **93**

### **Wen wir lieben**

Seelenverwandte –  
von Facebook und anderen Freunden **103**  
Einsame Herzen – Liebe in der Lebensmitte **108**  
Der Sex der spät(er)en Jahre – eigentlich saugeill! **118**  
Die lieben Kleinen – unsere neuen Statusobjekte **124**  
Unsere Eltern – so fern und doch so nah **130**

### **Wie wir leben**

Generation Google – wir Halbwissenden **140**  
Karriere 4.0 – immer schön in Balance bleiben **146**  
Arbeiten heute – und was die Zukunft  
uns noch bringt **151**  
Das liebe Geld – mein Auto, mein Haus,  
mein Boot und ich **156**  
Wir Middle-Ager im Reisefieber –  
Meran statt Manhattan **161**  
Volles Engagement –  
aber vorher noch die Mails checken ... **167**

Das Ende:  
Ein weiterer Abend mit Freunden  
oder eine Generation im Widerspruch **171**



**DER BEGINN:  
EIN ABEND UNTER FREUNDEN ODER  
WIE DIE IDEE ZU DIESEM BUCH ENTSTAND**

*Wie Claudia ihn erlebte ...*

Da saßen wir wieder zusammen, mein Mann und ich und vier unserer ältesten Freunde, sechs Menschen im besten Alter, wie man so sagt, bei einem Glas Wein und etwas Käse. Lange hatten wir uns nicht gesehen und die Zeit hatte ihre Spuren in den Gesichtern und Lebensläufen hinterlassen.

An diesem Abend fiel mir zum ersten Mal auf, dass wir nicht mehr jung waren. Und mir kam ein Zitat von Heinrich Böll in den Sinn, das ich vor Kurzem gelesen hatte: »Wie alt man geworden ist, sieht man an den Gesichtern derer, die man jung gekannt hat.« Anstatt als »Best Ager« fühlen wir uns eher wie »alte Säcke«. Angekommene, die in einer Sackgasse stecken. Uns 40- bis 55-Jährigen geht es wie der Popkultur: Rückwärts ist das neue Vorwärts. Unser Leben – eine Collage aus Retroschnipseln (die erste selber aufgenommene Musikkassette für die La-Boum-Fete im holzgetäfelten Partykeller der Eltern, Interrail quer durch Europa, das erste eigene Auto, der erste Job, verfloessene Partnerschaften). Wir blicken nur noch zurück, weil wir fürchten: Da kommt vermutlich nichts Großartiges mehr. Es gibt kaum Abzweigungen auf unserem Lebensweg, er führt geradeaus ins Altenheim, stramm auf den Tod zu.

Früher dankte man mit 40 ab. Dank moderner Medizin, genug zu essen, Fitnesswahn und Frieden in unserem Land dürfen wir stattdessen noch lange Jahre weiter mit Spiegeln im Haus leben und feststellen, dass unsere Zellen von Tag zu Tag an Disziplin verlieren. Das Gute daran: Es wird schnell gehen. Es ist ja jetzt schon so, dass jedes neue Jahr doppelt so schnell verläuft wie das Jahr zuvor. Kein Wunder also, dass es uns vorkommt, als sei in unseren Dreißigern viel mehr passiert als in den Vierzigern.

Beruhigend war, dass es den anderen wohl ähnlich ging. Obwohl wir unterschiedliche Lebenswege eingeschlagen hatten, bewegten uns alle dieselben Themen. Dieselben Ängste. Und dieselben Probleme. Ich schielte zu meinem Mann hinüber und sah, dass er das Gleiche dachte wie ich: Zeit, darüber ein Buch zu schreiben. Über unsere Generation. Die Generation der 40- bis 55-Jährigen, die mittleren Jahrgänge, die cool und niemals spießig sein wollen. Die Generation, die immer noch versucht, aus dem Schatten der 68er rauszutreten. Und sich schwer damit tut, sich irgendwie einzuordnen.

Was uns verbindet, sind die Erfahrungen einer Kindheit in den Sechzigern, einer Jugend in den Siebzigern, für viele folgte das Studium in den Achtzigern und die Karriere in den Neunzigern. Unsere Generation wuchs ohne wirkliche Feindbilder auf. Aber wir sind auch die Generation, deren Provokation meist völlig ins Leere lief. Wir trugen Che-Guevara-T-Shirts und PLO-Tücher und sahen abends im Fernsehen ›Ein Colt für alle Fälle‹ und Captain Kirk. Wir schmissen im Kino Reis zur ›Rocky Horror Picture Show‹, feierten die sexuelle Freiheit, doch erkämpft hatten sie andere – die Generation vor uns. Wir hatten und haben nichts, woran wir uns wirklich reiben können. Gelobt werden stets die hungrigen

Jungen und die radikalen Alten. Die Alten, die 68er, haben ihre Biografien offen zur Schau gestellt, ihre Befindlichkeiten an die große Glocke gehängt und damit die nachfolgende Generation komplett überschattet. Wir kommen aus ebendiesem Dunkel, dieser Stille, aber ist von uns wirklich nicht viel zu erwarten?

Wir sind nicht mehr jung, wollen aber noch so wirken.

Und das gelingt uns auch: Wir haben einen Schrank voller Klamotten, auf die unsere Kinder neidisch sind, und hören Musik wie Teenager. Kein Wunder, schließlich kennen wir uns da aus. Ist ja alles von vorgestern, hatten wir doch schon mal. Kühler Eighties-Synthie-Pop, tot geglaubte Alt-Rocker und Nineties-Boybands tauchen plötzlich wieder auf genau wie die alten Serien unserer Kindheit oder die Leggings, Netzhemden und Neonfarben aus den modisch zweifelhaften Achtzigern. »Jedes Zeitalter hat seine Vorgänger wieder aufleben lassen. Aber es hat noch nie eine Gesellschaft gegeben, die so vernarrt in die Kultur ihrer jüngsten Vergangenheit war wie wir heute«, schreibt der britische Pop-Chronist Simon Reynolds in seinem Buch ›Retromania‹. Sind unserer Generation etwa die eigenen Ideen abhandengekommen?

Da saßen wir also mitten in München an diesem Winterabend. Eigentlich sollten wir glücklich und zufrieden sein, leben wir in Deutschland doch im Wohlstand. Wir haben vieles erreicht, einige von uns haben Kinder, wir verdienen nicht schlecht und haben so manches gesehen von der Welt. Aber auf unseren Gesichtern machte sich Frustration breit. Dabei gelten wir doch als »lässig-freundliche Generation«, wie Harald Schmidt einmal sagte. Ich will Spaß, ich geb' Gas. Wir sind die Ersten, die nach der konservativen Strenge der

50er- und 60er-Jahre und der linken Strenge der 68er etwas Pop und Spaß ins Leben, in den Beruf und in die Politik brachten.

Auf dem Tisch war ein Durcheinander von Tellern, Flaschen und Gläsern, genau wie in unseren Köpfen und Gedanken. Wir sprachen über die Kanzlerwahl, inwieweit sich SPD und CDU noch unterscheiden, über schwarze Präsidenten und darüber, ob unsere Kinder Chinesisch in der Schule lernen sollten. Ich öffnete eine weitere Flasche Roten und wir wechselten von Politik zu Kultur, waren uns einig darüber, dass Bob Dylans Musik die erste war, die uns wirklich berührt hatte. Wir stellten fest, dass bei uns kaum noch der Fernseher läuft, außer im Vorabendprogramm für die Kinder oder bei der Fußball-WM. Dabei sind wir selbst echte Fernsehkinder. Die erste Generation, die mit der Flimmerkiste aufwuchs. Die ohne ›Flipper‹, ›Western von gestern‹ oder ›Sesamstraße‹ nicht ins Bett wollte. Und heute die Augen verdreht, sobald der eigene Nachwuchs bettelt: »Nur noch kurz den Anfang von ›Supertalent!‹« Wir rätselten darüber, warum ein Buch wie ›Shades of Grey‹ ein Mega-Erfolg geworden ist, schließlich »hat unsere Generation doch die Emanzipation der Frauen ein entscheidendes Stück weitergebracht«, meinte meine Freundin Susanne, eine verheiratete Lektorin mit zwei Teenager-Kindern.

»Glaubst du das wirklich?«, warf ich ein. »Ich finde, an der Frage, wie sich die berufliche Eigenständigkeit der Frauen harmonisch mit dem Familienleben verbinden lässt, ist unsere Generation gnadenlos gescheitert. Das sehe ich ja bei uns selber: Wir teilen uns Job und Kindererziehung, und der Stress ist genau der Gleiche. Wenn du dich um Kinder, Eltern *und* den Beruf kümmerst, bist du einfach verloren. Da bleibt

für nichts mehr Zeit, und abends fällst du todmüde ins Bett, ohne zu sehen, was du geleistet hast ...«

»... und das bisschen Sex geht über die Jahre auch immer mehr flöten«, fiel mir Susanne ins Wort.

»Na, ihr kennt doch die Formel für ehelichen Sex: ein Jahr lang täglich, ein weiteres Jahr lang einmal wöchentlich, dann einmal monatlich und schließlich je nach Lust und Laune«, sagte einer aus unserer Runde.

»Also, mich wundert es nicht, dass ›Shades of Grey‹ zum Markterfolg wurde. Auch wir mittelalten Frauen träumen vom Ritter, der nur uns im Sinn hat und eine heiße Nummer«, schoss es aus mir heraus.

»Ich glaube, ich muss jetzt eine rauchen«, meinte Susanne und blickte dabei ihren Mann an, der ihr gegenübersaß.

»Kannst du gerne machen, draußen auf dem Balkon habe ich einen Aschenbecher hingestellt, hier drinnen möchte ich das nicht wegen der Kinder, du weißt schon«, entgegnete ich.

Rauchen? ging es mir durch den Kopf. Das ist doch Neunziger, wer macht das denn heute noch? Ich habe vor Jahren aufgehört. Die Missbilligung der anderen war nicht mehr zu ertragen, dieser indignierte Blick, als ob man aussätzig wäre. Dauernd in der Kälte stehen und frieren war auch nicht mein Ding. Und wenn du dann die Zigarette in einem Blumentopf ausgedrückt hast, schauten dich alle an, als ob du der Geranie gerade Krebs angehängt hättest. Auch die Hundebesitzer guckten komisch und zogen ihren Ridgeback zur Seite, damit der nicht COPD bekommt. Früher war mir das alles egal, *no risk, no fun*. Aber jetzt, mit Kindern, und ich nicht mehr die Jüngste. Da hat der Gesundheitswahn (oder die Diktatur der Fürsorge, wie sie in der ›Zeit‹ genannt wurde) auch vor mei-

nem Leben keinen Halt gemacht. Früher konnte ich mich tagelang von Asia-Fertignudeln ernähren, heute drehe ich jede Packung dreimal um und schaue, welche Inhalts-, Farb- und Zusatzstoffe drin sind. (Ja, nach Kalorien auch ...)

Es ist so weit. Ich meine das Altern. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass man nicht mehr zu der Generation gehört, die mit Skateboards die Treppen runterdonnert und Red Bull trinkt, ist: Man tauscht mit Freunden, mit denen man früher die Nacht durchtanzte und durchsoff, Nummern von Osteopathen aus.

»Na, es ist doch noch keinem gelungen, gesund alt zu werden. Soll ich mir meine Laster verbieten, nur, weil ich älter werde? Oder weil ich noch älter werden will? Ich nehme mir die Freiheit und das Recht mir zu schaden, ein guter Rotwein, hin und wieder eine Zigarette erhöhen die Lebensqualität un-  
gemein«, bemerkte Susannes Mann.

Klar, damit hatte er recht. Fakt ist aber auch, was ich mir nicht verkneifen konnte hinterherzuschieben, dass ein Raucher mindestens fünf Jahre früher stirbt als ein Nichtraucher. Und nicht zu vergessen: Die Haut altert schneller, du bekommst mehr Falten, die Durchblutung wird schlechter. (Und, Achtung Männer, solltet ihr es noch nicht wissen: Deshalb geht es aufgrund von Nikotin mit der Potenz noch schneller bergab als durch den altersbedingten Testosteronrückgang.) Wie auch immer – sicher ist ohnehin, dass in Deutschland jeder Dritte an Krebs erkranken wird, also hier an unserem Tisch sind das dann zwei. Will ich dazugehören? Die Aussicht auf Chemo, Bestrahlungen und ein jahrelanges Dahinsiechen macht einen wirklich fertig. Aber was ist, wenn ich Krebs bekomme, obwohl ich jahrelang auf alles verzichtet habe?

Früher haben wir über solche Themen gar nicht nachgedacht – wir fühlten uns unsterblich. Jeden Morgen stand man voller Tatendrang auf, heute bremsen einen schon am Morgen Rückenschmerzen und bleierne Müdigkeit aus. Das Heldengefühl früherer Tage ist einem ›Feeling Mortal‹ (so der Titel der letzten CD von Kris Kristofferson) gewichen.

Was macht man mit diesen Gedanken? Unsere Freunde haben alle verschiedene Strategien gewählt: verdrängen, trotzen, so weiterleben wie bisher. Ich versuche mir klarzumachen, dass ich jetzt in einem Alter bin, wo ich jeden Tag damit rechnen muss, dass mir eine Diagnose gestellt wird, die all meine Pläne über den Haufen wirft. Oder, um es mal mit den Worten des Dichters Jean Cocteau zu sagen: »Je mehr Kerzen deine Geburtstagstorte hat, desto weniger Atem hast du, um sie auszublasen.« Wenn ich mir vorstelle, dass mein Mann oder ich an Krebs erkranken: Wie soll das gehen? Kann einer allein das alles bewältigen? Nicht nur die ganze Organisation, sondern auch das Finanzielle regeln? Überlegungen wie diese können jegliche Lebensfreude im Keim ersticken. Und es geht ja noch weiter: Wer kümmert sich um die Eltern, die 600 Kilometer entfernt leben? Im Moment sind beide noch gut beisammen und verreisen ihre Rente, aber das kann sich von heute auf morgen ändern.

Für eine Zeit wurde es unangenehm ruhig in dieser Vierzimmeraltbauwohnung. Jeder klammerte sich an sein Glas, bis Maria das Schweigen durchbrach: »Ich glaube, ich bin bald meinen Job los!« Und damit ein anderes großes Thema anschnitt, das uns alle beschäftigte, die Unsicherheit unserer beruflichen Existenz. Maria hatte sich bewusst für ein Leben ohne Kinder entschieden und sich ganz auf ihren Job ausgerichtet. Sie war immer verfügbar und auf Reisen, auch ihre

jeweiligen Partner mussten sich ihrem Terminplan unterwerfen. Jetzt mit knapp über 50 Jahren war es zu spät für Nachwuchs und vielleicht auch dafür, eine feste Partnerschaft aufzubauen. Irgendwann hat man sich auf eine bestimmte Existenz festgelegt, vielleicht ohne es wirklich zu merken, und je weiter dieses Leben voranschreitet, umso weniger Optionen gibt es, noch entscheidend etwas daran zu ändern. Eines Tages ist es womöglich vorbei, du verlierst deinen Job, deine Privilegien und einen Großteil deiner Bekannten – von heute auf morgen. Ein Thema, über das sich leichter reden lässt als über Krebs und das Sterben, und die Diskussion am Tisch nahm wieder Fahrt auf:

»Na ja, mit einem Jobverlust müssen wir in diesen Zeiten alle rechnen, unsere Wirtschaft verändert sich so schnell, heute noch Chef, morgen Hartz IV«, warf Susannes Mann etwas zynisch ein. »Also, ich weiß auch nicht, wie ich bis zur Rente durchhalten soll, und selbst wenn, was kommt dann? Die Rente reicht nicht mal für die Miete, die Lebensversicherungen sind nichts mehr wert, die Kinder noch in der Ausbildung, und ja, manchmal sehe ich mich schon unter der Brücke schlafen«, sagte leicht melodramatisch mein Mann.

Ich starrte ihn etwas fassungslos an. Von unserer Wohnung bis zur Isarbrücke – so weit reichten meine Gedanken noch nicht. Über unseren Köpfen hingen mit einem Mal schwarze Wolken und das Gespräch bekam eine eigentümliche Negativ-Dynamik.

»Freunde, das kann schneller passieren, als ihr denkt. Ein Bekannter von mir hat mit 53 einen guten Job verloren, die Frau hat sich scheiden lassen, jetzt lebt er in einer 30 m<sup>2</sup>-Wohnung und muss auch noch Unterhalt zahlen. Er hat zwar nach einiger Zeit wieder eine neue Arbeit gefunden, aber



schlechter bezahlt und nicht das, was er wollte. Meint ihr, der kommt wieder richtig auf die Beine? Wenn ich daran denke, wird mir ganz anders«, sagte Peter, ein sonst optimistischer Fünfziger, Single.

Wir sind eine Generation, für die es im Leben nur aufwärts ging. Krisen kannten wir auch, persönliche vor allem – Selbstfindungskrisen, Ehekrisen, die Krise, nicht die richtigen Klammotten zu finden ... Doch Spaß beiseite: Natürlich mussten wir hin und wieder etwas leisten, aber wir blieben verschont von verheerenden Wirtschaftskrisen, von Hungersnot und unendlicher Armut. Die Jahre, in denen wir aufwuchsen und erwachsen wurden, waren eine Phase – und machen wir uns nichts vor, sind es auch heute noch –, in der Menschen in einem bislang nie erlebten Maß die Chance hatten, angenehm zu leben. Materielle Güter sind im Überfluss vorhanden. Die Wohnungen sind mit allerlei Erleichterungen ausgestattet, Dinge, von denen unsere Eltern träumten oder nichts ahnten, wie riesige Farbfernseher, Smartphones oder Computer sind selbstverständliche Begleiter geworden. Doch anstatt diesen Luxus zu genießen, sind wir ängstlich geworden. Richtige Schisser. Wir fürchten, dass wir uns ein Leben, so wie wir das zurzeit führen, nicht mehr leisten können. Wir klammern uns an unseren Besitz und investieren viel Energie und Zeit, unsere Jobs zu verteidigen, die wir bedroht sehen. Wir wissen, dass eine Milliarde Menschen von nur einem Dollar am Tag lebt, aber trotzdem wollen wir unsere Kinder mit all den teuren Spielsachen (Playstation, Mountainbike, Brio-Eisenbahn) verwöhnen. Es soll ihnen doch besser gehen als uns, oder? Überhaupt die Kinder: Wir kommen vielleicht noch durch, doch was ist mit unserem Nachwuchs?

Wie vielen meiner Generation gruselt's mir, wenn ich an die Zukunft meiner Kinder denke. Unsere Generation musste sich nichts erkämpfen, selbst die Schlechtesten schlugen sich getragen vom Aufschwung halbwegs erfolgreich durch das Leben. Und wir konnten uns das noch leisten: einfach mal schauen, in den Tag hineinleben, heute dies, morgen das studieren, sich ausprobieren. Das geht heute nicht mehr. Unsere Kinder müssen nicht nur mit einem immer anspruchsvoller werdenden Arbeitsleben fertigwerden, sondern auch noch mit der Konkurrenz aus China und Indien. Ganz früh müssen Entscheidungen getroffen werden, wer heute nicht in der Grundschule vorne dabei ist, wird es nie sein. Unsere Kinder sind einem enormen Druck ausgesetzt. Stress und Burnout sind Wörter, die Kinder jetzt schon in Grundschule und Gymnasium kennen und vielleicht auch erleben. Warum? Weil wir Eltern Angst vor einem langsamen oder schnellen Niedergang haben und unsere Kinder unter Druck setzen. Die vermeintliche wirtschaftliche Instabilität ist ja längst nicht alles. So recht wollen wir uns gar nicht vorstellen, was in der Zukunft noch alles auf uns und unsere Kids zukommt, Klimaveränderung, Überalterung ...

Wir haben Angst, Angst, Angst. Wir haben es nicht gelernt, uns mit Krisen und Katastrophen auseinanderzusetzen, weil wir diese ja nie erlebt haben. Wir haben nicht die Erfahrung der eigenen Stärke gemacht, weil wir nie so richtig existenziell herausgefordert waren. Abstieg, Niedergang, Krankheit und Altern sind Themen, mit denen wir lange nicht konfrontiert waren. Und von denen wir, die Forever-young-Generation, nur eine vage Vorstellung haben, wie sich das wirklich anfühlt. Wir bemitleiden uns dauernd, dass wir nicht mehr jung sind und die Welt uns nicht mehr liebt. War früher unser

Motto: ›Time is on my side‹, wird uns langsam schmerzlich bewusst, wie unsere körperlichen und mentalen Kräfte ein wenig nachlassen.

Gerade wir Frauen leiden darunter mehr als früher. Zu heftig ist das Diktat der Werbung, Modeindustrie und der Medien. Wir müssen schön sein. Wir müssen schlank sein. Wir müssen jung sein. Mit jedem Jahr, das wir älter werden, mit jedem grauen Haar, mit jedem Röllchen Hüftspeck verlieren wir an Status.

Wir sorgen uns nicht nur um unsere Jobs, sondern auch um unsere Attraktivität. Oder, wie Françoise Sagan es einmal ausdrückte: »Es gibt ein Alter, in dem eine Frau schön sein muss, um geliebt zu werden. Und dann kommt ein Alter, in dem sie geliebt werden muss, um schön zu sein.«

»Wisst ihr, was mich wirklich fertigmacht?«, warf ich in die Runde, um das Thema zu wechseln und meinen wirren Gedanken an diesem Abend freien Lauf zu lassen. »Ich habe das Gefühl, ich bin unsichtbar geworden. Früher, auf Partys, haben mich die Frauen neidisch angeschaut und die Männer mit mir geflirtet. Jetzt habe ich den Eindruck, es nimmt mich keiner mehr wahr.«

Für uns Frauen am Tisch war das Thema Aussehen etwas Wesentliches, auch wenn wir es nicht immer offen zugegeben hätten. Aber hier, unter uns alten Freunden, ließen wir mal so richtig die Hüllen fallen. Uns allen war klar, dass sich unsere Generation ganz wie von selbst ein elftes Gebot auferlegt hat: *Du darfst nicht alt aussehen*. Ach, und wo wir schon mal dabei sind, eigentlich noch ein zwölftes: Du sollst nicht fett sein. Maria erzählte, wie sie neulich beim Besuch ihres Hautarztes mit dem Gedanken gespielt hatte, sich etwas Botox spritzen zu lassen.

»Hat jemand von euch so etwas schon mal ausprobiert?«, fragte sie unsicher in die Runde. »Fettabsaugen, Nasenkorrekturen, Botox-Spritzen, ich kenne mich da nicht aus, aber in meinem Bekanntenkreis haben das jetzt viele machen lassen.«

»Im Ernst? Das kostet doch richtig Geld und ganz ungefährlich ist es auch nicht«, meinte ich.

»Auf den Gedanken hat mich eine Freundin gebracht. Sie wurde von heute auf morgen gefeuert, ersetzt von einer 20 Jahre jüngeren Kollegin. Meine Freundin konnte noch nie gut mit dem Älterwerden umgehen, aber das stürzte sie in eine wochenlange Depression. Dann ließ sie sich ein wenig die Haut um Augen und Nase glätten, sie färbte sich die Haare und fühlte sich viel besser. Und wisst ihr was? Sie fand auch prompt einen neuen Job, nicht in der gleichen Position, aber immerhin, sie ist ja auch schon Anfang 50. Wenn die Natur nachlässt, warum soll man da nicht ein bisschen nachhelfen?«, fragte Maria, aber ich glaube, sie fragte das in diesem Augenblick vor allem sich selbst.

Das Aussehen ist eine Sache. Status, Besitz, Geld – unsere Generation schätzt materielle Dinge und Äußerlichkeiten sehr hoch, aber auf der anderen Seite haben wir auch immer einen großen Anspruch in anderer Hinsicht an uns gehabt. Wir wollten uns verwirklichen, wir wollten an unserem Inneren arbeiten, wir wollten ein besonderes, gutes, geglücktes Leben führen. Wir wollten es in jeder Hinsicht besser machen als unsere Eltern. Und es nicht nur besser haben, wie diese nicht müde wurden, uns zu wünschen. Wir wollten intensiver leben, bewusster handeln, profunder denken. Aber im Laufe der Zeit wurde uns allen klar, dass nicht jeder die Chance hat, ein ausgefallenes Leben zu führen – viele